Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 49 (1966)
Heft: 1

Artikel: Von Liebe und Kindern
Autor: Brauchlin, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411350

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mungslos mitgerissen. Der Ruf des Apostels, so erhaben er klingt, verhallt hoffnungslos im Rauschen und Brausen des Stromes der Zeit, des zeitlichen Geschehens, der Geschichte.

Omikron

Die leeren Plätze

Die Veranstaltungen der Freidenker-Ortsgruppen kranken an einer allgemeinen Zeiterscheinung: verhältnismässig schwacher Besuch. Will man nur die Hälfte aller Mitglieder zusammenbringen, so muss schon ein besonderer Anlass her.

Wenn die Interesselosigkeit auch nicht proportional mit der Ausbreitung des Fernsehens zunimmt, das ja die Leute zuhause bleiben lässt und sie angenehm unterhält, ohne sie grosser Denkarbeit zu unterziehen — man könnte es auch anders formulieren — so ist eine gewisse Müdigkeit unverkennbar, wie sie bei jeder andern Organisation auch auftritt. Man kennt die Klagelieder über die Passivität der Mitglieder vom Jodlerchörli «Bergbrünneli» bis zur Gewerkschaft. Für viele von ihnen ist der Verein ein Automat: oben werfen sie den Mitgliederbeitrag ein und unten, erwarten sie, kommen die blauen Wunder heraus. Die blauen Wunder zu produzieren, überlässt man dem Vorstand.

Dennoch schneidet unsere Freidenkervereinigung, was das Interesse an Veranstaltungen anbelangt, gemessen an den Verhältnissen bei andern Organisationen nicht schlecht, sondern geradezu glänzend ab. Denn man darf annehmen, dass, auch bei ganz besonderen Anlässen, keine fünfzig Prozent der Gläubigen der Kirche die Ehre ihres Besuchs erweisen. Kämen sie alle, wären wohl gar nicht genug Kirchen vorhanden, und es müsste einem neuen dringenden Bedürfnis abgeholfen werden.

Aber es kommen nicht alle. In dieser Ansicht bestärkt uns ein Artikel über die Lage der Kirche in der DDR, «Ein Sonntag beim ostdeutschen Pfarrer», gezeichnet H. Domenig und erschienen in der National-Zeitung vom 10. Oktober 1965, Sonntagsausgabe. Es lohnt sich, auf dieses Dokument der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen etwas einzugehen.

Eingangs stellt der Verfasser — beileibe kein Freidenker — resigniert fest, dass es in der Lutherkirche einer von ihm nicht näher bezeichneten ostdeutschen Industriestadt «muffig riecht.» «Eindeutig ist sie für kirchlich bessere Zeiten gebaut, denn gegen 2000 Personen könnten in ihr Platz finden — wenn sie wollten. Statt dessen sassen wir an jenem Sonntagmorgen mit etwa 60, meist ältern Frauen zusammen. 1940 Plätze blieben leer. Es konnte einem geradezu angst werden vor so viel Kirche — und vor so wenig Gemeinde. Man fühlte sich einsam hier drin».

Die sechzig Gläubigen, klagt der Verfasser weiter, hätten sich aus einem Stadtteil zusammengefunden, der etwa 12 000 protestantische Einwohner zählt. Folglich habe ein halbes Prozent von ihnen den Gottesdienst besucht.

Ein halbes Prozent ist eigentlich sehr wenig. Wenn wir Freidenker nur ein halbes Prozent der Ungläubigen an unsere Veranstaltungen brächten, würden wir den Laden wohl schliessen. Der Pfarrer in jener ostdeutschen Industriestadt aber ist zuversichtlicher und wirft die Flinte nicht gleich ins Korn, deshalb tröstet er die sechzig alten Damen folgendermassen: «Gott braucht keine Menschenmasse, um seine Ziele zu verwirklichen. Er kann sich auch nur ganz weniger, auserwählter Christen bedienen». Dazu ergänzt H. Domenig: «Ob er (der Pfarrer) damit nicht ein wenig sich selber trösten wollte?»

Auch wir finden, dieser Trost stehe auf ziemlich schwachen Füssen. Denn wenn Gott sich mit dem Wirken seiner Auserwählten begnügen, sich also nur auf die religiöse Elite stützen wollte, müsste er sich eigentlich mit den soundsoviel Verkündigern jenes Wortes begnügen, das der Laie nicht vom Produzenten direkt beziehen kann. Auch steht der gleiche Trost im Gegensatz zu den Bemühungen jeder Kirche, sich eine zahlreiche Anhängerschaft zu sichern.

Nun, das erwähnte Beispiel bezog sich auf eine Industriestadt, und in einer solchen gibt es bekanntlich besuchtere Versammlungslokale als die Kirche eines ist. Dagegen, so geht es im Aufsatz weiter, gebe es im Erzgebirge vereinzelte Gemeinden, in denen sich «noch» zehn Prozent aller Protestanten

---

Von Liebe und Kindern

Sehr geehrte Frau L. S.!

Sie haben Anstoss genommen an meinem Aphorismus:

«*Die Liebe zwischen den Geschlechtern ist der Selbsterhaltungskniff der Natur. Er wirkt sich in der Menschheit katastrophal aus.*» (November-Nummer dieses Blattes.)

Sie haben darin etwas wie eine Herabwürdigung der Liebe empfunden. Das ist ein Missverständnis, und zwar ein wohlbegreifliches, weil das Wort «Liebe» vieldeutig ist. Hätte ich dafür gesagt «Geschlechtstrieb», so wäre wahrscheinlich alles in Ordnung gewesen und Sie hätten mir zugestimmt. Ich habe «Liebe» gewählt, um damit deutlicher auf das Lustgefühl hinzuweisen, das den «Kniff» ausmacht. Ohne jenes würde sich kein Tier dem andern zugesellen und — wer weiss, wäre die Menschheit längst ausgestorben. Aber das ist ein unfruchtbares «Wenn». Der Arterhaltungstrieb ist in der ganzen Natur wirksam und droht im menschlichen Bereiche zu einer Katastrophe zu führen. Wie diese aussehen wird, wissen wir nicht. Am Tatbestand selber kann nicht gedeutelt werden.

In der Natur löst sich die Ueberproduktion an Lebewesen in täglich Milliarden von Einzelkatastrophen auf im Kampf ums Dasein, in der Hinmordung der Schwächern durch die Stärkern. In der Natur ist das Leben nicht «heilig», zu einer Gesamtkatastrophe kommt es da nicht.

Bei uns Menschen aber hat jeder das Recht auf Leben von dem Augenblicke an, wo seine Existenz im Mutterleibe feststeht, wie nach der Geburt, sei er gesund oder krank, ein Genie oder ein armer geistiger Krüppel; auch ob er in die Fülle hinein geboren werde oder in bittere Armut und Not, spielt keine Rolle, jeder hat das Recht auf Leben und will leben, trotz Hunger und Mühsal und Gebrechen. Und wie viele ungezählte Millionen sind ihrer! Für sie sind die Vereinigungen zwischen Mann und Weib vielleicht die einzigen Augenblicke, wo sie ihres Elends vergessen und Lebenslust empfinden, und sie denken nicht daran, dass sie eben daran sind, neues Elend zu zeugen.

Gewiss steht es nicht überall *so* schlimm; aber auch in den hochkultivierten Ländern mahnt die rasche Bevölkerungszunahme zum Aufsehen. Dazu eine kleine Rechnung:

Bevölkerung der Schweiz 1850	2 392 740
Bevölkerung der Schweiz 1900	3 315 443
Zunahme in den *50* Jahren	922 703 = 38 %
Durchschnittlich in *1* Jahr	18 454
Bevölkerung der Schweiz 1950	4 714 992
Zunahme in den *50* Jahren	1 399 539 = 42 %
Durchschnittlich in *1* Jahr	27 991
Bevölkerung der Schweiz 1960	5 429 061
Zunahme in den *10* Jahren	471 069 = 15 %

was in den *40* Jahren bis zum Jahr 2000 auf wenigstens *60* % des jetzigen Bestandes anwachsen wird. Wir werden ein Zehnmillionenvolk sein und dabei keinen Quadratzentimeter Boden mehr haben, im Gegenteil. Man fahre einmal durchs Land: die Städte, die Fabrikanlagen, die Autostrassen verdrängen unsere Nährmutter Natur. In andern Ländern steht es nicht besser, in den «weniger entwickelten» viel, viel schlimmer.

sonntags im Gotteshaus einfänden. Das ist nun nicht überwältigend, gemessen an der Industriestadt aber immerhin eindrucksvoll.

Das Klagelied nennt dann weitere Zahlen, «die jeden, dem am Weiterleben der Kirche liegt, erschrecken müssen. Nurmehr jeder vierte junge Mensch lässt sich konfirmieren. Eine kirchliche Trauung wünscht noch jedes zehnte Hochzeitspaar. Alle andern begnügen sich mit der kommunistischen Hochzeitsrede des Zivilbeamten. Und von allen jungen Eltern bringen nur noch fünf Prozent ihre Kleinkinder zur Taufe. Von 100 Kindern bleiben 95 ungetauft».

«Das ist betrüblich. Zudem weisen», schreibt der Verfasser, «diese Zahlen eine ständig fallende Tendenz auf. Freilich gibt es da eine — allerdings fragliche — Ausnahme. Seit einiger Zeit — wir stützen uns immer auf die Angaben des Verfassers — konfirmiert die Kirche auch diejenigen Jungen, die sich der kommunistischen Jugendweihe «unterzogen» haben. «Früher lehnte sie die Konfirmation solcher Leute, die sich zum Atheismus bekannten, strikte ab. Heute kann sich das die Kirche nicht mehr leisten. Sie ist zu schwach.»

Angesichts dieser wenig charaktervollen Haltung fällt einem unwillkürlich das Sprichwort vom Teufel, der in der Not Fliegen frisst, ein. Kein bisschen appetitlicher ist aber auch die Haltung eines jungen Menschen, der nach vollzogener atheistischer Jugendweihe hingeht und sich als «Christ» konfirmieren lässt.

An das zitierte Sprichwort dachte vermutlich auch ein Kollege des erwähnten ostdeutschen Pfarrers, der sich im Gespräch wie folgt äussert: «Unsere Volkskirche liegt auf dem Sterbebett. Und wir verabreichen ihr nur die letzten paar Morphiumspritzen, um ihr das Sterben zu verschönern.»

Bitte sehr, das stand in keinem Freidenkerblatt zu lesen, sondern in einer angesehenen bürgerlichen Schweizer Zeitung.

Doch nun bessert es auf einmal. Unser ostdeutscher Pfarrer fährt nämlich mit seinem Gewährsmann in ein sächsisches Dorf ein, in dessen Kirche sich dann 15 von 800 Einwohnern einfanden. «Macht zwei Prozent, jubelte der Pfarrer. Das ist über dem Durchschnitt!»

Wie wenig es doch braucht, einen ostdeutschen Pastor jubeln zu lassen! Ich kann mir jedenfalls keine Freidenkerversammlung vorstellen, die in Jubel darüber ausbräche, dass zwei Prozent der Mitglieder sich aufgerafft hätten . . .

Auf der Kanzel werde nicht politisiert, erklärt dann der Pastor seinem Besucher weiter. Denn sonst würden sie (die Pfarrer) von den Genossen eingesperrt. Das lässt darauf schliessen, dass unter fünfzehn Gottesdienstbesuchern sich mindestens ein Spitzel befindet. Der Arme! Was passiert nun, wenn ein politisierender Pastor von den Genossen geschnappt wird? Die Antwort: «Aber sich einsperren lassen für seinen Glauben macht hier keinen Eindruck mehr. Das sind die Leute von früher her gewöhnt. Kein Hahn würde nach uns krähen. Oder höchstens das Dutzend, das in den Gottesdienst kommt. Aber das sind im allgemeinen erschreckend einflussarme Leutchen. Wenn die krähen, hört niemand zu.»

Angesichts seiner halb- bis zweiprozentigen Gefolgschaft zieht es der Pastor also vor, kein Märtyrer zu werden. Recht hat er, der Wackere. Der Artikelschreiber kommentiert dazu resigniert: «Ich sah, dass in unsern westlichen Köpfen immer noch die Vorstellung herumgeistert, die Kirche drüben im Osten sei so etwas wie eine ‚feste Burg' gegen den Kommunismus. Sie ist es nicht. Denn das Volk in seiner Gesamtheit steht nicht hinter ihr.»

Also das Volk und nicht die Kommunisten. Es fehlt der übliche Hinweis auf eine religionsfeindliche Regierung. So darf man annehmen, der Umstand, dass hinter der Kirche kein Volk in seiner Gesamtheit steht, beruhe ganz schlicht und einfach auf der Gleichgültigkeit der Massen dieser Kirche gegenüber. Nichts mehr und nichts weniger, wie die nächsten Zeilen darlegen.

Nun nämlich wird es katastrophal, denn es geht an den Lebensnerv. H. Domenig stellt fest: «Die Mehrzahl des Volkes lässt die Kirchen nicht nur geistig im Stich, sondern auch finanziell.» In der erwähnten ostdeutschen Industriestadt zum Beispiel «bezahlt etwa ein Viertel aller Protestanten Kirchensteuer. Alle anderen lassen die Kirche fahren. *Nicht weil sie*

Da muss der Mensch, der sich ja so gerne als Beherrscher der Natur aufspielt, doch ordnend eingreifen, wie er es auch in anderer Beziehung tut, wo es gilt, den Naturkräften im Sinne der Eindämmung, der nützlichen Beschränkung entgegenzutreten. Und das kann auf dem besprochenen Gebiet geschehen ohne widernatürliche, entnervende Askese und ohne Beeinträchtigung der engsten Beziehungen zwischen Mann und Weib. Ja, es kann zur Vertiefung der seelischen Harmonie beitragen, wenn über ihrer Gemeinsamkeit nicht als Damoklesschwert die Angst vor schon wieder einem Kinde schwebt.

Und dabei dürfen wir nicht nur an die wirtschaftlichen Sorgen denken, sondern und nicht zuletzt an die Mutter und an das Verhältnis Mutter-Kind. Es ist klar, dass viele Geburten an der Kraft und der Gesundheit der Mutter zehren, dass die Besorgung vieler Kinder die Mutter nicht mehr so recht zu sich selber kommen lässt, und dass bei aller Liebe und Aufopferung die Mutter vielen Kindern nicht das sein kann wie wenigen, sich nicht in jedes so vertiefen kann, wie wenn es nur ihrer zwei oder drei sind. — Nun verstehen Sie mich wohl, sehr geehrte Frau L. S.

Nicht notwendigerweise, mehr zur Unterhaltung möchte ich Ihnen und den übrigen Lesern zum Schlusse noch ein Stücklein Kulturgeschichte, einen Ausschnitt aus der guten alten Zeit, vor Augen führen.

Vom 16. bis tief ins 18. Jahrhundert hinein war im zürcherischen Adel, mehr noch im gehobenen Bürgertum ein Kinderreichtum die Regel, der uns heute als kaum glaubhaft erscheint. Zwölf Kinder galten als das Normale. Der nachmalige Bürgermeister Salomon Hirzel brachte es auf 15 Kinder. Er hatte (1595) mit 15¼ Jahren geheiratet und war mit 16 Jahren schon Vater eines Knaben. Ein Junker Grebel brachte es auf 13, Bürgermeister Heinrich Escher auf 11 Kinder. Mit dem Kinderreichtum ging eine hohe Kindersterblichkeit Hand in Hand. So starben von den 18 Kindern des Landvogtes von Kyburg, Junker H. W. Zoller (1673—1757), 11 alsbald nach der Geburt oder im ersten Lebensjahr, 2 erreichten ein Alter von vier und fünf Jahren, und nur 5 wurden erwachsene und alte Leute. Die Gattin des Seidenindustriellen H. K. Hirzel (1697—1766) «schenkte» ihrem Gatten im Zeitraum von 24 Jahren 21 Kinder! Von diesen wurden 8 totgeboren oder starben wenige Tage nach der Geburt, 3 in den ersten drei Lebensmonaten; eines wurde neun, ein anderes siebzehn Monate alt; ein Sohn brachte es auf 21 Jahre. (Eine Tochter wurde die Gattin von Johann Caspar Lavater.) Die «Kinderehepaare» (15—16 Jahre) lebten in der Regel in den ersten Jahren bei den Eltern des Ehe-«Mannes», bis der Kinderreichtum sie zwang, ein eigenes Heim einzurichten. Allmählich erhöhte sich das Heiratsalter, und damit ging die Kinderzahl zurück. (Diese Angaben stammen aus dem Buche «Kulturbilder aus Zürichs Vergangenheit» von Hans Schulthess, 4. Folge.)

Wir schauen staunend auf die geschilderten Verhältnisse zurück. Sollen spätere Geschlechter gleicherweise über uns den Kopf schütteln, weil wir der kaninchenhaften Vermehrung des Menschengeschlechtes zusahen, ohne etwas dagegen zu tun? Oder sollen wir weiterhin den Krieg als regulierende Massnahme gelten lassen?!

Und ganz zum Schluss: Ich schrieb den angeführten Aphorismus in mein Tagebuch, nachdem ich in der Zeitung gelesen hatte, dass *Papst Paul VI. sich in Washington gegen die Geburtenregelung ausgesprochen habe.*

Mit freigeistigem Gruss
E. Brauchlin